

Im Schönbrunner Schloßgarten steht ein mächtiger alter Baum, der den Eindruck eines exotischen Laubbaumes macht. Eine Plakette am Stamm sagt uns, daß er unter Naturschutz steht.

Der Botaniker kennt diesen Baum unter dem Namen Ginkgobaum (*Ginkgo biloba*) und weiß, daß er einer unserer interessantesten und merkwürdigsten Bäume ist. Er hat zum Beispiel den Rekord inne, der älteste Baum der Erde zu sein, da er gleichaltrig mit den Sauriern der Jura- und Kreidezeit ist, nach dem er schon in der unteren Lias nachgewiesen wird und im Tertiär auf der nördlichen Hemisphäre von Spitzbergen bis zum Wendekreis in großen Wäldern weitverbreitet war. Er kann auch seine Abstammung aus dem Mesozoikum keineswegs verleugnen. Er ist eine monotype Pflanze, der einzige rezente Vertreter der systematischen Gruppe der Ginkgoazeen. Durch seine Blätter hat er wohl den Habitus eines Laubbaumes, steht aber trotzdem als Nacktsamer systematisch den Koniferen ganz nahe. Dagegen zeigen die Geschlechtsverhältnisse wieder eine starke Annäherung an die Farne, da die Befruchtung nicht durch Pollenschläuche wie bei den Nadelhölzern und den anderen Phanerogamen, sondern durch Spermatozoiden erfolgt. In dieser Hinsicht sind die Ginkgobäume interessante Mittelglieder zwischen den Archegoniaten und den Phanerogamen.

Daß der Ginkgo so wie seine Altersgenossen aus dem Tierreich noch nicht ausgestorben ist, dürfte verschiedene Ursachen haben. Er ist sehr widerstandsfähig, fast immun gegen Krankheiten aller Art, wird nicht von Insekten befallen und trotz der Winterkälte. Trotz dieser hervorragenden Eigenschaften kam er in historischer Zeit nur mehr als Relikt in Ostasien vor. Bis auf uns gekommen ist er sicher nur deshalb, weil er seit undenklichen Zeiten vom Menschen kultiviert wurde und überhaupt nicht mehr

wildwachsend vorkommen dürfte. In China wurde und wird er zum Schmucke buddhistischer Tempel und Klöster verwendet. Von hier kam er erst nach Japan. Wo er sich aus früheren geologischen Zeitaltern in die Jetztzeit herübergerettet hat, wurde noch nicht mit Sicherheit festgestellt; man vermutet, daß dies in Nepal oder Nordindien der Fall war.

Interessant sind auch die gelbgrünen Blätter des Ginkgobaumes. Sie sind eigenartig gestaltet, gestielt, lederig, am Vorderrande unregelmäßig kerbig gelappt und meist zweigespalten. Mit ihren gabelig verzweigten Nerven erscheinen sie fächerförmig, erinnern an die Blättchen der Farngattung *Adiantum*. Den eigenartig geformten Blättern verdankt der Baum auch seinen chinesischen Namen Gin-kyo = Fächer- (blatt-) baum. Infolge eines Schreibfehlers wurde daraus das Wort Ginkgo.

Infolge seiner Blätter ging der Ginkgo aber auch in die klassische Literatur ein. Goethe, der ja auch ein begeisterter Botaniker war, besingt das Blatt in einem Gedicht an Marianne von Willemer, seiner „Suleika“ im „Westöstlichen Diwan“. Im zweigespaltenen Blatt erblickt er hier das Symbol zweier in inniger Freundschaft vereinter Seelen. Dieses Gedicht wurde durch einen Ginkgobaum in Montpellier angeregt. (Marianne von Willemer, 1784 bis 1860, geb. Jung, war eine Österreicherin, in Linz geboren, später Schauspielerin in Frankfurt am Main, wo sie 1814 nach vorausgegangener Adoption vom Bankier Joh. Jak. Willemer gehehlicht wurde.)

Auch die Früchte haben ihrer Sonderheiten. Sie ähneln dem ganzen Aussehen nach reifen Mirabellen. Der Sameninhalt bildet geröstet in China und Japan ein beliebtes Genußmittel, ähnlich wie die Zirbelnüsse in den Alpen.

Der Ginkgo war bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts bei uns unbekannt. Der

erste Naturforscher, der von ihm Kunde brachte, war der deutsche Arzt Engelbert Kämpfer (1651 bis 1716), der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in niederländischen Diensten als Gesandtschaftsarzt nach Ostasien kam, ihn 1690 in Nagasaki in einem Tempelhain entdeckte und von ihm die erste Beschreibung gab. Diese findet sich in seinem nachgelassenen Werke „Geschichte von Japan und Siam“ (1727). Um diese Zeit begann die neuerliche Verbreitung des Ginkgo baumes in alle Welt. Das erste europäische Exemplar soll in Holland in der Gegend von Utrecht gepflanzt worden sein. Von hier aus wurde der Ginkgo einerseits über Kontinental-Europa, anderseits über England besonders in Amerika

verbreitet, wo er sich seitdem in Gärten und Parkanlagen großer Beliebtheit erfreut.

In Österreich wurde der erste Ginkgo baum 1784 im Schönbrunner Schloßgarten gepflanzt. Er ist noch heute als etwa 200-jähriger Baum am Leben. Er verdient deshalb als Naturdenkmal besondere Beachtung. Außer manchen anderen jüngeren Exemplaren in Gärten und Parks stehen in Wien noch zwei andere Ginkgo-Veteranen als Naturdenkmale unter gesetzlichem Schutz, einer im 19. Bezirk, Himmelstraße 11, der andere im 23. Bezirk, Mauer, Kaserngasse 9. Dies zeugt davon, daß dieser interessante Baum auch bei uns ausgezeichnete Lebensbedingungen vorfindet.

Dr. Otto Wittmann

Berühmte Holzbrücken

Schon vor etwa 2000 Jahren kannte man den Bau von Holzbrücken; eine der ältesten ist die Pfahljochbrücke, welche Cäsar über den Rhein bauen ließ. Später wird berichtet, daß etwa um 1230 n. Chr. in Basel eine hölzerne Rheinbrücke gebaut wurde, die heute aber nicht mehr besteht. Sie bildete lange Zeit hindurch zwischen Kopenhagen und dem Meere die einzige feste Möglichkeit einer Überschreitung des Rheines, hielt den Anforderungen des immer dichter werdenden Verkehrs 680 Jahre stand, bis sie 1905 einer Steinbrücke weichen mußte. Die älteste heute noch erhaltene Holzbrücke Europas, 1330 erbaut, 200 m lang und 2,8 m breit, ist die Kapellbrücke in Luzern. Ursprünglich als Wehrgang dienend, wurde sie im 16. Jahrhundert zum Promenadenweg umgebaut und mit einem Dach abgedeckt. 1549 wurde im Schweizer Städtchen Bremgarten (Kanton Aargau) eine Holzbalkenbrücke gebaut und 150 Jahre später überdacht. Sie steht heute unter Denkmalschutz, wurde aber unter Beibehaltung ihres historischen Charakters 1953 verbreitert. Die längste Holzbrücke der Welt wurde 1906 als Eisenbahnbrücke in Amerika errichtet: Sie ist nicht weniger als 31 km lang, überquert

den Großen Salzsee und erspart der Eisenbahn einen Umweg von 69 km.

Selbst heute werden immer noch Holzbrücken gebaut, die durch eine zweckmäßige Wahl von Konstruktion, Material und Verarbeitung auch den Anforderungen der modernen Zeit gewachsen sind. Eine 1938 erbaute hölzerne Straßenbrücke in Oberkrain (Jugoslawien) überspannt das 30 m tiefe Tal Kokra; eine hölzerne Eisenbahnbrücke überquert die Pfinz bei Grötzingen und vermag eine Belastung von 272 Tonnen zu tragen. Während des Krieges wurde in Innsbruck eine Fußgängerbrücke aus Holz gebaut; der Rhein wurde bei Rugel und der Main bei Lohr ebenfalls durch hölzerne Straßenbrücken überquert. Nicht zuletzt muß auch der vielen Militärbrücken aus Holz sowie der zahlreichen Brücken der Industrie und unzähliger Fußgängersteige gedacht werden.

(„Schutz dem Walde“)

Botanische Neufunde aus Salzburg

Frau Mizzi Radacher, unsere langjährige Mitarbeiterin vom Arthurhaus am Hochkönig, berichtet wiederum über eine Reihe von Neufunden aus dem Land Salzburg:

Ein botanischer Neufund für das Land Salzburg glückte mir am 19. August 1959 in Lofer. Auf einem Kartoffelacker, der die Jahre vorher eine nasse Wiese war und zum Posthofgut (Alois Poschacher) gehört, fand ich einen mir noch unbekanntem „Fuchsschwanz“ (*Alopecurus*), mit niederliegenden Stengeln, an den Gelenken wurzelnd, schlaff ansteigend. Der bekannte Salzburger Botaniker Dr. Reiter (Taxenbach), der in seinem neuen Werk „Kleine Flora des Landes Salzburg“ (1959) dieses Gras als für Salzburg unauffindbar erwähnt, bestimmte diese Pflanze als *Alopecurus geniculatus* (Knick-Fuchsschwanz) und hat sich auch sofort an Ort und Stelle von diesem Vorkommen überzeugt.

Am 4. Juni 1960 fand ich das Frühlings-Labkraut (*Galium vernum*) im Riedingtal am südlichen Hochkönig in 1250 m, am alten Wasserkanalweg. Da *Galium vernum* mediterran-submediterranean Verbreitung ist, erscheint dieser neue Standort besonders bemerkenswert. Den Feld-Mannstreu (*Eryngium campestre*) fand ich am 19. August 1960 am Straßen- (Zaun-) Rand zur Sauna in Bischofshofen (ruderal).

Mixzi Radacher,
Arthurhaus am Hochkönig

Zwei Bäume als Mahnmahl

Im Garten der Gastwirtschaft Tengelmann in Heeren-Werve, Westfalen, stehen zwei stattliche Bäume, die eine besondere Geschichte haben. Als die beiden Söhne des Lehrers Trelle 1915 in den Krieg zogen, baten sie ihren Vater, im Garten noch je einen Baum pflanzen zu dürfen. Die Bitte wurde ihnen gewährt. Die beiden Brüder, Paul und Erich Trelle, fielen am 15. Dezember 1916 an der Verdun-Front. Die Bäume sind inzwischen groß geworden, und als Lehrer Trelle sein Eigentum an Tengelmann verkaufte, bat er darum, die beiden Zeugen nicht zu entfernen. So erinnern sie heute noch an zwei junge Menschenleben, die der Krieg forderte.

Aus der deutschsprachigen Zeitung „Toronto-Courier“, Kanada

Holzgeleise für die Pariser „Metro“

Wenn Holz im modernen Waggonbau auch in steigendem Maße durch Stahl verdrängt wird, so erobert es sich im Eisenbahnwesen andererseits aber wieder neuen Boden als Schienenmaterial. So läuft im Zuge der Modernisierung der weltbekannten Pariser Untergrundbahn „Metro“ seit über einem Jahr ein sensationeller Versuch: die Linie 11 fährt probeweise mit Gummirädern auf Holzgleisen. Die Vorteile sind: Erhöhte Start- und Bremsleistung, weiches und stoßfreies Fahren, bessere Federung und geringerer Lärm. Wie eine französische Fachzeitschrift berichtet, wurde für die Schienen das in Kamerun reichlich vorkommende Holz der Azobe verwendet, das sich wider alles Erwarten ausgezeichnet bewährt.

„Schutz dem Walde“

Die Zucker-Spitzklette auch in Niederösterreich

Wie dem „Catalogus florae Austriae“ (Verfasser E. Janchen) zu entnehmen ist, wurden bisher in unserem Bundesgebiete sieben verschiedene Arten der Spitzklette (*Xanthium*) nachgewiesen. Zwei davon wurden erst nach dem zweiten Weltkrieg beobachtet: In den Bundesländern Steiermark und Salzburg die nordamerikanische Zucker-Spitzklette (*Xanthium saccharatum* Wallr. 1842) in der Subspezies *commune* (Britt.) Widder und im Salzburgischen die sibirische Spitzklette (*Xanthium sibiricum* Patriur, ex Widder). Am 16. September 1959 fand ich nun auf einer Ruderalstelle in der alten Hochstraße von Eggenburg nach Horn, in der Nähe des sogenannten Carlsthales im Stadtgebiete Eggenburg, vier stattliche Exemplare einer Spitzklette, die der Gewöhnlichen (*X. strumarium*) sehr ähnlich sahen. Aber schon die ovalen, mit zwei Schnäbeln versehenen Fruchthüllen, mit ihren dicht barthaarigen, meist mit Häkchen versehenen Hüllendornen ließen auf die erwähnte Zucker-Spitzklette schließen, die ich 1948 als neu für Salzburg entdeckt hatte.

Herr Univ.-Prof. Dr. Felix Widder in Graz, der bekannte *Xanthium*-Monograph, hatte

die Liebenswürdigkeit, auch meinen Eggenburger Fund zu revidieren und meine Bestimmung zu bestätigen.

Wie und wann die Einschleppung vor sich ging, läßt sich wohl auch in diesem Falle kaum feststellen. Bemerkenswert wäre vielleicht, daß sich im Vorjahre ein Wanderzirkus in unmittelbarer Nähe des Fundortes aufhielt, daß Zigeuner dortselbst vorübergehend lagerten und eine Jugendgruppe ihre Zelte aufgeschlagen hatte.

Prof. Franz Fischer, Eggenburg

Der letzte Safranzüchter Österreichs

Der offizielle Safran-Crocus (*Crocus sativus L.*) wurde in Österreich in den Gerichtsbezirken Kirchberg am Wagram, Ravelsbach, Herzogenburg, Krems und Melk auf freiem Felde kultiviert. Seit langem ist aber die Safrankultur im Rückgange begriffen und gegenwärtig befaßt sich nach eingeholten Erkundungen nur mehr ein einziger Züchter mit der Aufzucht dieser köstlichen Duft-, Heil- und Gewürzpflanze.

Herr Schuldirektor i. R. Hans Roithner im Städtchen Maissau (Niederösterreich) betreibt die Kultur lediglich aus Liebhaberei, dafür aber mit großem Erfolg. Er besitzt derzeit 2000 Zwiebeln, die einem Rest älterer, professioneller Kultur entstammen. Roithner pflanzt die Zwiebeln in seinem Garten; einstens wurden sie auf freiem Felde, in sogenannte „Gärten“ gepflanzt, die mit einem Zaun aus alten Rebstöcken gegen das Wild, vor allem gegen die Hasen, abgeschlossen waren, deren „Losung“ dem Safran höchst schädlich war. Die Gärten blieben drei Jahre im Betrieb, dann wurden die Zwiebeln herausgenommen; deshalb hatte jeder Garten drei Betriebsfelder. Jedes Jahr legte man ein neues Feld an. So kultivierte man in Maissau, Oberdürnbach, Parisdorf und Unterdürnbach. Der letzte Kultivator war Johann Wiesböck, der 1911 zu bauen aufhörte. Dessen Vater, Alois Wiesböck, kaufte in Frauenhofen bei Tulln ein. Seine beiden Söhne, die mitgearbeitet hatten, leben heute noch. Als einer der letzten Safranbauer ist schließlich noch Georg Schwimmer zu nennen. — Im Winter gin-

gen die Züchter dann, mit Butten auf dem Rücken, in den Dörfern hausieren.

Nach Aussage Herrn Roithners ist der Geruch des Safrans so stark, daß der aromatische Duft narkotische Wirkung hat. Besonders Mädchen und Frauen sind gegen diesen Crocus sehr empfindlich und waren in Safrangärten nicht gerne gesehen.

Ergänzend soll erwähnt werden, daß die Narben der Safranpflanze allein verwendet wurden, und zwar zum Färben des Teiges („Safran und Mehl machen den Kuchen gelb“) und des Weines, zum Parfümieren der Speisen, in alten Zeiten auch als Narkotikum bei Gelagen — um mehr Wein zu vertragen — und als Abortivum. Den Safran gab man auch in die Suppe, die Safranblätter wurden verfüttert.

Herr Roithner hängt sehr an seiner Safranliebhaberei und er schrieb dem Verfasser unter anderem: „Solange ich lebe, betreibe ich diese Kultur. Was dann sein wird, weiß man nicht.“ Mögen ihm und seiner Kultur noch ein recht langes erfolgreiches Leben beschieden sein!

Prof. Franz Fischer, Eggenburg

Feuerwehr bevorzugt Holzleitern

Das „leicht brennbare Holz“ erweist sich in erstaunlicher Weise bei einer Feuersbrunst weit dauerhafter als der Stahl. Bei Brandfällen entscheidet unter anderem die Zeit, die das Material dem Feuer und der Hitze zu widerstehen vermag, um einen Einsturz zu verhindern und die Arbeit der Feuerwehr zu ermöglichen. Ungeschütztes Holz verkohlt an den vom Feuer angegriffenen Flächen zwar rasch, die Verkohlung dringt aber nicht tief ein, so daß die Tragfähigkeit eines solchen Balkens sehr lang erhalten bleibt. Schon 1932 machte man einen Brandversuch von eineinhalb Stunden Dauer, bei dem eine Hitze von über 1200 Grad Celsius gleichzeitig auf eine Granit-, eine Eisen- und eine Eichenholzterrasse einwirkte. Nach dem Ablöschen des Brandes erwies sich, daß nur die Holzterrasse noch begehbar war. Nach gründlicher Diskussion der Sachverständigen hat unter anderem der Bürgermeister von Chikago für die Stadtfeuerwehr Holz-

leitern in Auftrag gegeben. Zugunsten des Holzes wird angeführt, daß die Feuerwehrleute, sofern die Leitern mit Starkstromleitungen in Berührung kommen, vor elektrischen Schlägen gesichert sind; Holzleitern können sich auch nicht ohne Warnzeichen verbiegen, wie dies bei Metalleitern häufig der Fall ist. An Holzleitern frieren die bloßen Hände oder Handschuhe der Feuerwehrleute nicht an, wie es bei Stahlleitern vorkommt. Schließlich spielt auch noch das geringe Gewicht der Holzleitern eine entscheidende Rolle.

Aus dem Pressedienst „Schutz dem Walde“

Die Eislöcher bei Eppan

Zu dem Artikel über die Eppaner Eislöcher in Heft 1 seien einige Zusätze gestattet.

Diese Eislöcher werden ständig von Herrn Max von *Mörl* betreut. Ihm sind auch die beiden Naturschutztafeln zu verdanken. Leider hat im Jahre 1960 ein neuerlicher Bergsturz großen Schaden angerichtet. Den Bemühungen von *Mörls* ist es zu danken, daß die Gemeinde Eppan Mittel zum Wegschaffen der Felsblöcke zur Verfügung stellte, die jedoch nicht ausreichten.

Nur ein ständig am Platze wohnender Aufseher könnte die fortschreitende Zerstörung dieses einzigartigen Naturdenkmales verhüten. So aber geht die Verwüstung weiter. Mutwillig werden die prächtigen *Rhododendron ferrugineum*-Sträucher ausgerissen und hingeworfen, wobei fünfzig- bis sechzigjähriges Leben vernichtet wird. Dasselbe gilt vom Lärchennachwuchs. Die herrlichen Moosplatten auf den Blöcken werden quadratmeterweise losgelöst und zur „Pflasterung“ des Zugangsweges benützt. Leider tun sich gerade die Schulen hervor! Das Eis wird heruntergeschlagen und mitgenommen und dann am Wege weggeworfen. Viele Lehrpersonen sehen teilnahmslos zu. Eine Lehrerin, die wir beanständeten, sagte „Das Eis? Das ist ja der Hauptwitz! Sonst gingen mir die Kinder gar nicht so weit...“ Gerade noch im allerletzten Augenblick konnte ich in mehrjähriger Arbeit die mi-

kklimatischen Verhältnisse dieses Naturwunders untersuchen. Die Arbeit ist in der Zeitschrift „Der Schlern“ erschienen.

Dr. Friedrich Morton

Ein burgenländisches Vorkommen des Bart-Johanniskrautes (*Hypericum barbatum* Jacq.)

Am 11. Juni 1960 entdeckte ich bei Unterpetersdorf im Bezirk Oberpullendorf das seltene Bart-Johanniskraut (*Hypericum barbatum* Jacq.) Es tritt hier überraschenderweise als Waldpflanze auf, was im mitteleuropäischen Raum bisher noch nicht beobachtet wurde. Das Waldstück des Standortes war gerade teils im Vorjahr, teils in diesem Jahr geschlägert worden. Wenige Meter abseits des Weges blühte unsere Pflanze zwischen den noch niederen Stockausschlägen der gefälltten Laubbäume — hauptsächlich Weißbuche und Eichenarten, darunter auch *Quercus rubra*. Als nähere und fernere Gesellschafter auf der Lichtung seien genannt: *Hypericum perforatum*, *Fragaria* sp., *Vicia cassubica*, *Lathyrus niger*, *Lysimachia punctata*, *Digitalis ambigua*, *Galium boreale* und *silvaticum*, *Knautia drymeia* bzw. *intermedia*, *Convallaria majalis* und *Iris variegata*. Leider ist das Bart-Johanniskraut nur in sehr bescheidener Menge vorhanden. In dem begangenen Umkreis zählte ich jedenfalls nur etwa ein halbes Dutzend blühender Exemplare. Der Anpassung an die Lebensbedingungen im Walde entsprechend, unterscheiden sie sich von der Beschreibung und Darstellung bei Hegi, Illustrierte Flora von Mitteleuropa (Bd. V/1, S. 532), durch die besonders reich und kräftig entwickelten Wurzelstöcke und die größere Anzahl der daraus entspringenden Blütenstengel.

Dr. Gottfried Traxler

Ich muß wieder unter Menschen gehen. Denn zwischen Bienen und Löwenzahn, in diesem Sommer, ist mein Menschenhaß arg ausgeartet.

Karl Kraus